

Karl JETTMAR:

Voraussetzungen, Verlauf und Erfolg menschlicher Anpassung im nordwestlichen Himalaya mit Karakorum

Auf Burg Wartenstein, in einem bemerkenswert schönen und gepflegten Milieu, fand im Sommer 1964 das Symposium „Pastoral Nomadism“ (25.-26. Juli) statt. Ihm blieb eine breitere Wirkung versagt. Als Grund des Scheiterns hob ein prominenter Teilnehmer, nämlich Fredrik BARTH in seiner mündlich vorgetragenen Evaluierung der Resultate hervor, daß die Lebensweise der Hirtennomaden eine weitgehende Anpassung an die Umwelt darstelle – aber der Begriff „Umwelt“ sei von den Teilnehmern allzu verschieden aufgefaßt worden. Die – in diesen Jahren bereits zur Mode ausufernde – Neigung zu einer ökologischen Betrachtungsweise sei ein Hemmnis gewesen, der Bedeutung vielfältiger und sich rasch wandelnder Außenbeziehungen gerecht zu werden. Die Symbiose mit Nachbarn sowie die Verschiebung der Chancen nach technischen Innovationen – dazu gehöre die Hinzunahme weiterer Haustiere, ihr Einsatz mit verbesserten Transportmitteln – müsse stärker berücksichtigt werden.

Ein ähnliches Manko stellte zwanzig Jahre später GRÖTZBACH (1984, S.491) hinsichtlich der „Kulturgeographie altweltlicher Hochgebirge“ fest. Er forderte eine „raumzeitlich unterschiedliche Bewertung“ der Verhaltensmuster, mit denen sich Menschen auch in extremen Höhenlagen behaupten können.

Zu den von GRÖTZBACH angesprochenen Problemen möchte ich hier einen Beitrag leisten, und zwar nicht im Hinblick auf die Subsistenz, d.h. die Versorgung mit Nahrungsmitteln, sondern auf eine ebenso wichtige Voraussetzung, nämlich die Fähigkeit zu Wanderungen und Transporten, in verschiedenen Zeithorizonten mit jeweils abweichender Ausrüstung und dem entsprechenden Training. Allerdings bleibt die Sicherung der Ernährung ein Faktor, den man nie übersehen darf.

Ich beziehe mich dabei fast ausschließlich auf den Raum, den ich selbst seit 36 Jahren in vielen Reisen kennengelernt habe: die Hochgebirge Pakistans. Hier kann ich von meinen eigenen Beobachtungen ausgehen, sie setzten in einer Zeit ein, in der viele, heute dem motorisierten Tourismus geöffnete Gebiete nur auf schmalen Pfaden, zu Fuß oder zu Pferd erreichbar waren.

Meine archäologischen Hinweise halte ich so knapp wie möglich. In den nahegelegenen Bergregionen (Pamir-Alaj), in denen sowjetische Archäologen arbeiten (RANOV 1975, 1984), muß mit dauernder Präsenz des Menschen bald nach dem Ende der letzten Eiszeit gerechnet werden (belegt z. B. durch die Station Ošchona, westlich vom Zorkulsee, unmittelbar nördlich vom Zentrum des Wakhan-Streifens). Tiere und einen verkleideten Jäger darstellende Malereien in der Höhle Schachty wurden in mehr als 4000 m Seehöhe entdeckt. Sie gelten als mesolithisch oder frühneolithisch. Die so tief in die Berge vorgedrungenen Gruppen hatten kein einheitliches Inventar an Steingeräten. Vielleicht kamen Viehzüchter mit zusätzlichem Feldbau aus dem Westen, Jäger aus dem Osten.

In Swat ist die Besiedlungsgeschichte in ihren Umrissen etwa seit dem Beginn des 3. Jahrtausends v. Chr. durch Grabungen bekannt. Besonders wichtig ist die Stratigraphie, die sich bei Ausgrabungen vor und in einem Abri bei Ghalegay ergab (STACUL 1987). In „prähistorischen Perioden“ fallen keine Fernbeziehungen auf. Man erhält den Eindruck, die Siedler seien allmählich aus den südlich angrenzenden Gebieten eingedrungen. Vor allem lebten sie von der Jagd, aber sie kannten auch Feldbau (Weizen). Als Haustier diente ihnen das Buckelrind (Zebu), das sie sicher aus dem Süden mitgebracht hatten.

Eine zweite Phase zeigt Einflüsse aus den unmittelbaren Vorstufen bzw. der Peripherie der Indus-Kultur.

Dann gewinnt wieder das aus der ersten Phase bekannte einheimische Erbe an Bedeutung. Über die Wechselfälle hinweg nahm der Bestand an Haustieren und Kulturpflanzen zu, auch Reis wurde angepflanzt.

In schroffem Gegensatz zu dieser, zwar von außen angeregten oder beeinflussten Entwicklung kann man die Zeit zwischen dem 18.-15. Jahrhundert v. Chr. als einen dynamischen Horizont auffassen. Stacul spricht von einem „protohistorischen“ Komplex. Es häufen sich Innovationen: Metallurgie, der Ausbau von Höhengiedlungen, ein neues Bestattungsritual. Der Handel reicht bis an die Küsten des Indischen Ozeans. Anderes kam aus nicht allzu fernen Regionen Hochasiens. Aber auch Verbindungen, die weit nach Norden und Nordosten reichen, können mit Sicherheit angenommen werden. Man fand Nephritperlen und Knochennadeln „chinesischen“ Typs.

Damals muß es bereits regelmäßig begangene Pfade in den Hochgebirgen und über sie hinweg gegeben haben, unter Überwindung der Ketten von Hinduraj und Himalaya, aber auch von Hindukusch und Karakorum. In bestimmten Regionen hat offenbar diese Verkehrserschließung bereits früher eingesetzt, denn die Träger der Induskultur konnten am Oxus eine Kolonie gründen, von der weitgespannte Kanalsysteme angelegt wurden (FRANCFORT 1981, 1984; LYONNET 1977, 1981). Umgekehrt sprechen die Funde von Burzahom in Kaschmir (THAPAR 1965, ALLCHIN 1982) nicht nur für Handel sondern auch für das Eindringen einer aus Zentralasien stammenden Bevölkerung.

Aber nicht die Darstellung solcher Fernkontakte ist hier die Aufgabe, sondern ihre „technische“ Erklärung unter Berücksichtigung ethnologischer Erfahrungen.

Solange die Ernährung vor allem durch Jagd und nur zusätzlich durch Viehzucht (bei sehr bescheidenem Anbau) gesichert wurde, war die Verproviantierung kleiner Gruppen wesentlich leichter als nach der agrarischen Erschließung. Der Rückzug von Steinbock und Markhor in die extremen Hochgebirge ist erst eine Reaktion auf das Vordringen des Menschen mit seinen immer weiter entwickelten Fernwaffen.

Eine Vorstellung von dem ursprünglichen Wildreichtum liefern Berichte aus Tälern der späteren Gilgit-Agency, deren Bevölkerung zunächst in den Kämpfen zwischen den einheimischen Potentaten, dann aber während der Verteidigungskriege gegen die vordringenden Sikhs und Dogras fast aufgerieben wurde. Noch lange nach diesen Verheerungen kamen die Markhorherden wieder zur Tränke an den Gilgitfluß herunter. Raja Hussain Ali Khan, den ich seit 1958 kannte und 1971

als hochangesehenen Patriarchen widersah, hatte diesen Zustand auf der Reise von Gilgit nach Gupis (wo er von den Engländern als Gouverneur eingesetzt worden war) noch miterlebt. An jedem Abend habe er Jagdglück gehabt.

Solche an völlige Vernichtung grenzende Dezimierungen der seßhaften Bevölkerung hat es auch in früheren Jahrhunderten gegeben. Baltistan, Zentrum des Staates, der sich unter der Herrschaft einer einheimischen Dynastie weit nach Westen ausgedehnt hatte (JETTMAR 1989, S.192-200), hatte unter den Kämpfen nach dem Ende des tibetischen Großreichs im 9. Jahrhundert n. Chr. so schwer zu leiden, daß viele Gebiete von Darden wiederbesiedelt wurden. Diese Darden, deren Zentrum Gilgit war, sickerten zunächst als Jäger ein. Offenbar konnte man wochenlang unterwegs sein und von der regelmäßig anfallenden Beute leben.

Zur Abwanderung ganzer Familien kam es immer dann, wenn im Herkunftsgebiet politischer Druck (und Übervölkerung?) unerträglich wurden. Solche Überlieferungen wurden von VOHRA (1982, S.72-75) zusammengestellt. Ich hatte bereits ähnliche Erzählungen über ihre Herkunft aufgezeichnet (JETTMAR 1979, S.342).

Als Jagdwaffe dienten Pfeil und Bogen, als Kriegswaffe wurde schon während der Feldzüge Alexanders des Großen die Steinschleuder verwendet. Jagdmasken für die Wildhühnerjagd gibt es bis auf den heutigen Tag. Der Fischbestand wurde kaum genutzt.

Hohe Pässe galten nicht als gefährlich, wohl aber das Überschreiten der Flüsse. Vermutlich war sicheres Gehen im schwierigsten Gelände Selbstverständlichkeit – aber Schwimmen mußte gelernt werden. Seit wann aufgeblasene Tierhäute zur Sicherung verwendet wurden, ist nicht bekannt.

Die beste Zeit für Reisen am Nordrand der Gebirge war der Spätherbst. Dann binden die Gletscher alle Niederschläge, der Wasserstand in den Flüssen ist niedrig, die Pässe aber bleiben offen. Im Süden jedoch mußte man mit einer langen Periode vom frühen Herbst bis in den Mai rechnen, in der die Pässe verschneit sind und ständig Lawinen drohen (vgl. JETTMAR 1987, S.96-98).

Die Übernahme von Feldbau und Viehzucht verbesserte die Chance ungemein, auch den Winter im Hochgebirge zu überleben. Wir könnten uns von den Auswirkungen der ökonomischen Umstellung ein besseres Bild machen, wenn wir wüßten, welche Kulturpflanzen vorhanden waren. Die Funde in Swat, die Weizen und Gerste in den ältesten Schichten belegen (CONSTANTINI 1987, S.155f.) müssen nicht repräsentativ sein. Am Nordrand Hochasiens ist mit starken fernöstlichen Einflüssen zu rechnen – und das könnte bedeuten, daß sehr früh Hirse angebaut wurde. Auch Maulbeeren und Aprikosen, die später eine enorme Rolle spielen, stammen vielleicht aus Ostasien. Bei den Aprikosen unterscheidet man viele Sorten. Aprikosenkerne, oft ohne den gefährlichen Blausäuregehalt, werden wie Mandeln geschätzt. Aus ihnen wird ein kostbares Öl hergestellt. An diesen Früchten ist wichtig, daß man sie durch Trocknen konservieren kann, ebenso wie die Weintrauben. Maulbeeren kann man auch vermahlen.

Vor Eintritt der strengen Kälte schlachtete man alle Haustiere, die für den Verzehr im Winter bestimmt waren, und sparte damit Futter, das man mühsam von den Hochweiden einholen mußte. Dieser Arbeitsaufwand begrenzte den Umfang der Herden.

Man könnte annehmen, daß die Viehhaltung mit der Zucht von Schafen und vor allem Ziegen begann. Aber gerade jene Felsbilder, bei denen aus Gründen, die hier nicht dargestellt werden können, ein hohes Alter (2. Jahrtausend v. Chr. oder früher) unterstellt werden muß, zeigen Bovide, darunter das Zebu – im Einklang mit den Funden Staculs (vgl. COMPAGNONI 1987, S.132-134). Nicht überall ist der charakteristische Buckel zu erkennen, auch die Form der Hörner läßt an Rinderrassen denken, die man in Zentralasien auf Felsbildern dargestellt findet. Wie weit sie aus einheimischen Wildformen entstanden sind oder ob man Rinder aus der Randzone des Vorderen Orients eingekreuzt hat, bleibt eine offene Frage. Die erstaunliche Bedeutung der Rinderzucht blieb jedenfalls bis in die Zeit der gräko-makedonischen Invasion bestehen, dafür liefert die von ARRIAN (Buch 4, Kapitel 25) genannte Zahl von 23.000 erbeuteten Rindern den Beweis.

Zur Winterfütterung trug der Feldbau (wohl von Anfang an mit Bewässerung verbunden) nur in begrenztem Umfang bei. Ziegen kann man mit dem Laub immergrüner Steineichen – die einer bestimmten Höhenstufe angehören – am Leben erhalten.

Haustiere über die Flüsse zu bringen, muß oft schwieriger gewesen sein als das Übersetzen von Menschen. In der Indusschlucht gab es Winterbrücken: Mit bereitliegenden Baumstämmen überspannte man temporär die Abstände zwischen den Klippen, die bei tiefem Wasserstand im Strombett auftauchen. Mir wurde in Chilas versichert, es sei auch möglich, ganze Herden schwimmend über den Indus zu treiben – zur richtigen Zeit, an den richtigen Stellen und mit absehbaren Verlusten. Viel leichter lassen sich Jungtiere transportieren. Es gibt bis heute (in Rondu) Seitentäler mit gefahrvollem Zugang, der für erwachsene Tiere nicht passierbar ist. Man trägt die Kälber herauf und holt schließlich das Fleisch ins Tal.

So könnte man ein Stadium annehmen, in dem ein Netz von Siedlungen entstand, deren Bewohner in relativer Ruhe, ohne Bedrohung von außen ihre Techniken weiter entwickelten, zu immer perfekterer Einfügung in die Umwelt.

Zu den Formen der Anpassung, die bis in diese Zeit zurückgehen könnten, gehört die Kleidung. Der entscheidende Fortschritt wurde durch die Verwendung von Textilien möglich. Wollkleider werden durch Verfilzen wasserdicht.

Barfuß zu gehen, war und blieb in schwierigem Gelände die sicherste Art der Fortbewegung. Durch Umwickeln des Fußes mit Fellstreifen, die mit einem dünnen Lederriemen umschnürt wurden, wurde ein hoher Grad von Trittsicherheit erreicht. Der einstige Gouverneur von Drosh, Shahzada Hussam-ul-Mulk, erzählte mir, er habe bei schwierigen Jagdunternehmen seine europäischen Bergschuhe auf diese Art ergänzt.

Es wurden weite Wollhosen getragen, die man sich so wie die der Kalash vorstellen muß, und ein Mantel mit Ärmeln, die meist wie auf altiranischen Darstellungen lose herabhingen. Die Kappe beschreibt man am besten als Sack. Er wird rund um die Öffnung aufgerollt, bis er auf den Kopf paßt. Im Winter war diese Kleidung warm, wenn sie dicht um den Körper gebunden wurde. (Im Sommer war sie luftig, der Mantel lag lose auf den Schultern. Der Kappenrand konnte herabgerollt werden.)

Unter schweren Lasten gingen die Männer mit bloßem Oberkörper. Ein Fell hing über den Rücken herab und schützte gegen das Flechtwerk des Tragkorbs. Entscheidend war, daß die Kleidung die Mitnahme von Decken oder einen Schlafsack ersetzen konnte. Wie man mir beschrieb, dienten die Hose als Unterlage, die Kappe als Kissen und der schwere Mantel als Decke. Dazu gehörte die Fähigkeit, mit zugedektem Gesicht zu schlafen – was mir nie gelungen ist – obwohl es auch im Sommer seinen beachtlichen Vorteil hat: man erspart sich das Moskitonetz. Zur Ausstattung gehörte noch der aufblasbare Ledersack für Flußüberquerungen und ein Beutel mit getrockneten Aprikosen – eine Kraftnahrung von Qualität. Wasser nahm man nie mit – aber man kannte die Eigenschaften jeder Quelle.

In Swat glaubte man, eine Periode zu erkennen, in der es unter nicht wesentlich anderen Bedingungen zu großer Stabilität, ja zur Abkoppelung vom externen Geschehen kam, und zwar von der Mitte des zweiten und fast bis zum Ende des ersten Jahrtausends v. Chr. (TUSA 1979, S.693).

Allerdings ist es sehr die Frage, ob der Befund der Grabungen die volle Realität spiegelt, ob es nicht daneben eine weitere Volksgruppe gab. Heute noch kann man entlang der ausgebauten Landstraßen Hirten mit ihren Herden und Familien beobachten – im Frühjahr, wenn sie zu den Hochweiden ziehen, die das Swattal umgeben, und im Herbst bei der Rückkehr ins Tiefland. Solche transhumanten Viehzüchter mag es neben den sesshaften Bauern schon vor drei Jahrtausenden gegeben haben. Sie gehörten dann zu jenen kriegerischen Stämmen, die sich der Invasion Alexanders in den Weg stellten.

Die Invasion ALEXANDERS DES GROSSEN richtete sich nämlich nicht gegen die Bewohner friedlicher Dörfer in den Ebenen, sondern gegen deren besser bewaffnete, halbnomadische Herren. Wir erfahren zwar von einer ihrer Höhensiedlungen (Aornos), aber einschlägige Funde gibt es dort nicht.

Wieso waren eigentlich die Kulturbeziehungen zwischenzeitlich soviel komplizierter gewesen? Bereits Stacul hatte Schwierigkeiten, Produkte namhaft zu machen, die den Gegenwert für die Importe darstellten, die während der dynamischen Periode IV (18.–15. Jh. v. Chr.) ins Land kamen. Stacul denkt an die Möglichkeit, daß Holz durch Flößen in den Bereich der Induskultur geschafft wurde. Ich halte das nicht für realistisch, weil ich gesehen habe, welche Mühe und Gefahr mit dem Flößen auf reißenden Gebirgsflüssen verbunden sind. Es muß damals noch näher gelegene Wälder gegeben haben. Viel wahrscheinlicher ist die Annahme, daß die Importe der Berggebiete durch Dienstleistungen abgegolten wurden. Wenn wir unter dem Eindruck der Veröffentlichungen von FRANCFORT und LYONNET den Bauern und Städtern der Induskultur zutrauen, daß sie die Pässe des Hindukusch überschreiten konnten und danach den Kontakt mit dem neuen Kolonialgebiet weiter unterhielten, dann heißt das noch lange nicht, daß sie das ohne die Hilfe der Einheimischen fertigbrachten. Sie waren auf sie als Führer und Träger sowie als Lieferanten der notwendigen Verpflegung angewiesen.

Den Nachweis solcher Kollaborationssysteme glaube ich führen zu können, sobald es zur Publikation der Inschriften und der fast nur für diese Station typischen Felsbilder von Hunza-Haldeikish kommt.

Ich halte diese Station für einen Treffpunkt, an dem der Kontakt mit einem einheimischen Stamm hergestellt wurde, der die Güter der Reisenden, wohl auch sie selbst, durch die nördlich anschließenden schwierigsten Abschnitte der Hunzaschlucht transportierte. Nur die Inschriften am nördlichen Flügel der Station scheinen von den Besuchern zu stammen, die Petroglyphen am Südrand dagegen, fast ausschließlich Tierzeichnungen, könnte man den einheimischen Partnern zuordnen.

B. ALLCHIN (1981, S.322-324) hat in scharfsinniger Weise hervorgehoben, daß das ökonomische System der Induskultur die Zusammenarbeit ungleicher Partner voraussetzt: In den Ebenen wurde der Fernhandel den vielleicht bereits indoarisch durchgesetzten Nomaden überlassen. Aber es mag auch Spezialisten für Bergtransporte gegeben haben. Möglicherweise war die Keramik, deren Scherben man in Bir-kot-gwandai fand, Teil der rituellen Geschenke in diesem Kontakt, vielleicht sogar speziell für die hilfreichen Barbaren bzw. deren Anführer hergestellt. (Bei STACUL 1987, Fig.45a, ist der charakteristische Schopf auf dem Kopf des Monals dargestellt, eines Vogels, der noch bis vor kurzem lokale Verehrung genoß).

Solche Aufgaben erforderten im Gegensatz zur Anlage von Kanalsystemen – die am besten funktionieren, wenn die Benutzer auch die Hersteller sind – eine regulierende Hand. Der Verzicht auf leichte Beute aus Überfällen auf die Karawanen der Landfremden mußte erzwungen werden. Wem dies gelang, dem winkte dauernder Gewinn. So werden auch in den frühesten chinesischen Berichten, die nach der Durchquerung der Hochgebirge verfaßt worden sind, immer wieder kleine Staaten genannt, die auf dem Weg vom Tarimbecken nach Gandhāra durchwandert werden müssen (HULSEWÉ 1979, S.94-115). Wenn diese Staaten ihren Verpflichtungen nicht nachkamen, dann drohte den großen chinesischen Militärkonvois der Hungertod.

Es ist fraglich, ob solche Staatsbildungen von den Einheimischen ausgingen. Fremde Dolmetscher wurden auf jeden Fall gebraucht, und es liegt nahe anzunehmen, daß Angehörige jener kriegerischen Stämme, die fast überall in Zentralasien ihre Herrschaft durchsetzten – auch in den Oasen am Südrand des Tarimbeckens – zwar zunächst das einheimische System der Transporthilfen selbst in Anspruch nahmen, es aber dann zu ihrem Nutzen umformten. In verschiedenen Arbeiten habe ich den Nachweis versucht, daß mindestens ein Teil der Felsbilder, die im Tierstil der Steppen ausgeführt sind, von Saken stammt, das heißt Reiterkriegern mit ostiranischen Sprachen, die in den Bergen „hängen geblieben“ waren (JETTMAR 1980, 1981, 1984, 1987).

Nach Felsbildern zu schließen, müßte es zu den ersten Niederlassungen dieser Art zwischen dem 7. und 5. Jh. v. Chr. gekommen sein. Die chinesischen Quellen, die die wichtigsten Informationen liefern, berichten nichts von solchen frühen Abenteuern, aber sie erwähnen Neuerungen, für die man solche Eindringlinge verantwortlich machen könnte. So gab es in dem Staat Wu-ch'a (vermutlich südlich von Yarkand gelegen), der nicht mehr als 3.000 Bewohner hatte, die tief in den Bergen lebten und das spärliche Ackerland zwischen den Felsen bebauten, Pferde, die durch „kleine Schritte“ auffielen. Klaus Ferdinand verdanke ich den Hinweis, daß damit der besonders bequeme Tölt-Gang gemeint sein könnte, den man heute noch in Europa bei kleinen, isolierten Pferdebeständen kennt. Diese Gangart ist nämlich auf den lokalen Felsbildern späterer Jahrhunderte (JETTMAR/THEWALT 1985,

Pl. 21) erkennbar. Der systematische Ausbau bestimmter Verkehrslinien mit Seilsicherungen und Brücken ließe sich durch die Herrschaft der Zuwanderer erklären.

Das System muß bereits im 2. Jh. v. Chr. fest etabliert gewesen sein, nur so durfte es der „König der Sai“ (=Saken) wagen, offenbar mit mehreren Stämmen die Barriere nach dem Süden zu überwinden, um in die reichen Tieflandgebiete am Nordwestrand des Subkontinents einzufallen (HULSEWÉ 1979, S.111).

Es hat sich jedenfalls eine Integration des Pferdes in den vom Menschen eroberten Bereich einer überwältigenden Umwelt vollzogen. Dazu mußte der Mensch zusätzliche Kenntnisse und Fähigkeiten erwerben.

Studien zu den einheimischen Methoden der Pferdehaltung und Zucht sollten möglichst bald unternommen werden: Aus dem „täglichen Gebrauch“ ist inzwischen das Pferd verschwunden. Es wurde zunächst durch den Jeep und andere geländegängige Personenwagen, später auf den breiteren Straßen durch Kleinbusse, Autobusse, Lastwagen, auf schmälere Wegen durch Autos mit enger Spur (meist japanischer Provenienz) ersetzt. Pferde werden heute fast nur noch für das staatlich subventionierte Polospiel gehalten. Früher gab es Poloplätze selbst in armen und hochgelegenen Dörfern, so in denen der dardischen Siedler in Baltistan. Es blieb aber immer im Bewußtsein, daß es sich eigentlich um ein königliches Spiel handelt. Die Begleitmusik der Doms, der Spielleute, die ursprünglich von den fürstlichen Hofhaltungen unterhalten wurden, zeigte an, welche Rangstellung der gerade aktive Spieler einnahm. Die Verdrängung des Pferdes erfolgte so rasch, weil die Tiere bei der Begegnung mit Jeeps auf den engen Straßen (ehemaligen „pony tracks“) leicht in Panik gerieten – was sich mit der Würde des Reiters nicht vertrug. Damit ging auch die Bedeutung des Pferdes als Statussymbol verloren. Pferdehaltung würde ohnehin angesichts der heutigen Preise für das Futter viel zu teuer kommen.

Südlich der Gebirgsketten, die den Großen Himalaya in westlicher Richtung fortsetzen, habe ich in den Bergen keine Poloplätze gesehen. Hier erfolgten auch die Kriegszüge zu Fuß, es gibt reichlich Niederschläge – nur dann werden Wege und steile Wiesen rutschig, im Winter liegen sie unter Schnee.

Wenden wir uns zunächst der Rolle des Pferdes im friedlichen Gebrauch zu. Man kann davon ausgehen, daß nördlich der erwähnten Himalayaketten Pferde auch auf schmalen und ausgesetzten Wegen sicher gehen, solange der Boden trocken und steinig ist. Es gibt jedoch immer wieder Passagen, an denen man besser absteigt, und an mehreren Stellen des Gilgittales hat sich ein duales Wegenetz entwickelt. Ein kurzer Weg verlief direkt am Fluß über künstliche Galerien hinweg, die auf in Felslöchern verkeilten Balken ruhten, einen breiteren Pfad gab es dann in der Höhe mit weiten Umwegen, dort wurden die Pferde von den Dienern der Reisenden geführt.

Mulis wurden erst von den Engländern verwendet, und für die baute man auch „sanfte Straßen“. Die Einheimischen waren überzeugt, daß ihre Gebirgspfade nur Hengsten zumutbar seien. Tatsächlich erinnere ich mich nicht, in den Karawanen, die uns an unsere Arbeitsziele brachten, je einen Wallach gesehen zu haben. Stuten waren die Ausnahme, mit ihnen gab es Ärger, „Annäherungsversuche“ der Hengste auf steilen Bergpfaden sind für die ganze Karawane gefährlich. Eine psychologische Belastung für ungeübte Reiter ist es, daß Pferde, die gewohnt sind, Lasten zu

tragen, immer an der äußersten Kante des Weges gehen, möglichst frei von der ansteigenden Felswand, an der die Last hängen bleiben könnte, was dann wirklich zum Sturz in die Tiefe führt.

Viele Gewässer können durchritten werden, manchmal muß der Pferdebegleiter Roß und Reiter gegen die Strömung stützen. Nicht für Pferde passierbar waren die einheimischen, meist aus Weidenzweigen geflochtenen Hängebrücken. Hier sind die Schwimmkünste von Roß und Reiter gefragt. Auch wo es Fähren gab, meist Schlauchflöße, gelegentlich zusammengebundene Baumstämme, mußten die Pferde und ihre Betreuer schwimmen. Es gab flache Kähne, auf denen auch Pferde übersetzen konnten, aber nur an wenigen Stellen, so etwa bei Harban. Viel einfacher war es natürlich, in solchen Fällen auf der anderen Flußseite neue Pferde anzumieten (oder deren temporäre Überlassung zu befehlen). Dabei bekam man in der Regel den Besitzer oder dessen Diener als Begleiter mit, der über die lokalen Bedingungen, etwa unvorhersehbare Gefahren des Weges, genau Bescheid wußte.

Erstaunlich ist die Tatsache, daß man zwar nicht gerne Pferde verwendete, die direkt aus den Ebenen transportiert waren, daß man aber nicht die eigene Zucht für überlegen hielt und als besonders angepaßt bevorzugte. Berühmt waren Pferde aus dem Badakhshan, und die Verbindung mit den iranischen, später türkischen Pferdezuchtzentren spiegeln sich auch in den Volksüberlieferungen. Erzählungen von himmlischen Pferden, deren Flügel aber erst in ihrer Todesstunde sichtbar werden, sind weit verbreitet. Auf den Deosai Plains, an einem Weg, der früher die bequemste Sommerverbindung zwischen Gilgit und Skardu war, wurde mir ein See gezeigt, aus dem einst ein solcher Hengst hervortauchte. Ein mit einer irdischen Stute gezeugtes Fohlen ging allerdings samt Stute dem Besitzer verloren, als dieser versuchte, mehr vom himmlischen Nachwuchs zu bekommen.

Reisen bleiben immer gefährlich. Den deutlichsten Beleg bildet das von Shahzada HUSSAM-UL-MULK in Chitral gesammelte folkloristische Material (das im Sammelband „Cultures of the Hindukush“, 1974, S.107f. veröffentlicht wurde). Es werden nicht weniger als 16 Vorschriften für die Abreise aufgezählt, gemäß dem Volksglauben müssen alle im Interesse einer heilen Rückkehr eingehalten werden.

Einige Beobachtungen während meiner frühen, noch zu Pferd, aber immer mit Trägern durchgeführten Reisen seien erwähnt: Im Gegensatz zu europäischen Bergwanderern, die gleichmäßiges, zügiges Marschieren schätzen, bewegen sich die Einheimischen an der Grenze des Laufschriffs, auch bei weitgesteckten Zielen, selbst unter der Last. Sie legen dann aber Pausen ein, um ihre „Wickelgamaschen“ zu ordnen. Das ist nur ein Vorwand, ein Expeditionsarzt, den ich 1955 traf, erzählte mir, daß sie die Pausen brauchen, damit sich Blutdruck und Puls normalisieren, das geschieht sehr rasch. Pausen bedeuten auch eine temporäre Entlastung der Wirbelsäule. Balti-Träger hatten einen Stock in der Hand, der oben mit einem Querholz abgeschlossen war. Auf das Querholz stützte man während der Pausen die Last und brauchte sie dann nicht erst wieder aufzunehmen. Einen Stock benutzte man auch an Berghängen, wo Europäer klettern würden. Kinder werden früh zum Holz sammeln angelernt, unter hochgetürmter Last konnten sie sich nicht mit den Händen festhalten. Bei vielen Gelegenheiten müssen die Einheimischen springen – ohne Anlauf. So können reißende Bäche von Stein zu Stein überwunden werden. In

Hunza gab es ein Ordal, bei dem gezieltes Springen aus dem Stand lebensrettend sein konnte. Der Felswand, die die Flanke der Dorfburg von Altit unzugänglich macht, ist eine Felsnadel vorgelagert, mit abgerundeter Kuppe, etwa zwei Meter vom soliden Rand der Plattform entfernt. Verurteilte wurden hierher geführt: gelang es ihnen, zu dieser Kuppe hinüber- und wieder zurückzuspringen, wurden sie begnadigt. In den übrigen Fällen ersparte man sich die Hinrichtung. Ebenfalls aus Hunza wird über Wettkämpfe berichtet, bei denen eine schwere Last im Laufschrift über eine schräge Felsplatte getragen wurde. Ein Augenblick des Zögerns bedeutete den Absturz.

Die meisten Übungen und Erprobungen lassen sich auf die Formel bringen, daß einerseits plötzliche Kraftleistungen gefordert wurden, andererseits mußten dauernde Kreislaufbelastungen ertragen werden. Sie entstanden beim Durchschwimmen der Flüsse, die Gletscherwasser enthalten. Der vom Ultargletscher herabführende Kanal eignete sich zu einer Erprobung solcher Fähigkeiten: Wer es länger aushielt, in diesem „Kühlwasser“ zu sitzen, und dann noch die Periode des Auftauens überlebte, bei der der Körper mit Zweigen gepeitscht wurde, galt als Sieger. Später wurde mir erzählt, daß Muhammad Nazim Khan, der von den Engländern eingesetzte Hunzafürst, auf diese uralte Art des Wettbewerbs zurückgriff, als zwei seiner Würdenträger es wagten, im Angesicht der Majestät einen Streit über ihre persönliche Tüchtigkeit anzufangen. Ihnen wurde befohlen, die Entscheidung durch Wett-sitzen im beruhigenden Wasser des Ultarkanal herbeizuführen.

So wurde auch das Überqueren von Pässen nicht als problematisch empfunden. Dort war man zwar den Peris – den (auch gefürchteten) Feen, die auf den höchsten Bergspitzen hausen, sehr nahe, aber ihr Wohlwollen ließ sich durch Tänze vor dem letzten Stück des Wegs erreichen. Tanzen bedeutete vermutlich eine zusätzliche Kreislaufstimulierung.

Anders reagierten die sich jetzt in den Randbergen von Kaschmir ausbreitenden Bakkarwal (= Ziegennomaden). Sie haben viele Erzählungen, die von Dämonengefahr auf den Paßhöhen berichten – vielleicht sind Auswirkungen der Höhenkrankheit gemeint. CASIMIR (Manuskript, 1991) verweist auf die Gefahren durch plötzliche Unwetter, jedenfalls gilt die Höhe als besonders gefährliche Region. Aber die Bakkarwal – auch wenn sie ältere Einwanderer, z. B. Gujur integriert haben – hatten keine vergleichbare, langdauernde Periode der Anpassung hinter sich. Vielleicht geht es hier um Jahrtausende.

Andererseits sind sich erfahrene Bergsteiger einig, daß Sherpas in sehr großen Höhen noch leistungsfähiger sind als Darden, sogar als Hunzas. Könnte hier mitspielen, daß sich die Vorgeschichte der Sherpas auf dem tibetischen Plateau abwickelte, also in einer noch extremeren Höhenstufe?

Betrachten wir die „Anpassung im Unfrieden“, so nimmt man es als Erfahrungstatsache hin, daß die im Hochgebirge lebende, weitgehend angepaßte Bevölkerung Eindringlingen gegenüber im Vorteil ist. Sie kann daher ihre Freiheit und Selbstverwaltung wahren, sonst übliche Formen der Ausbeutung unterbinden. Der Wiener Geograph BOBEK nannte solche natürlichen Festungen „Kabyleien“.

Der Vorteil kann jedoch durch die meist überlegene Bewaffnung von Invasoren, ihre Überzahl, durch Einsatz von Truppen, die ebenfalls aus Berggebieten stammen,

und eine systematische Angriffsplanung ausgeglichen werden. Auf diese Weise geschah es, daß die Kafiren des afghanischen Hindukusch, die solange dem Islam getrotzt hatten, in einem relativ kurzen Feldzug ohne große Verluste bezwungen wurden. Der Vorstoß erfolgte im Winter, völlig unerwartet, so daß die Bevölkerung keine Möglichkeit hatte, auf die Hochweiden auszuweichen. Auch der Überfall, der dem Wali von Swat die Herrschaft über den westlichen Teil von Indus-Kohistan eintrug, ließ den Betroffenen keine Chance. Seine Armee erreichte Pattan am Indus von Swat aus in einem Gewaltmarsch (40 km Luftlinie!). Die Erfolgsaussichten von Eindringlingen verbesserten sich natürlich sehr, wenn sie sich auf Kollaborateure unter den Einheimischen stützen konnten.

Dort wo diese Faktoren nicht zusammenwirken, kann allerdings auch zahlenmäßig starken Invasionstruppen unter Ausnützung der Umweltbedingungen erfolgreich Widerstand geleistet werden. Ohne die Koordination der von Sikhs und Dogras begonnenen Angriffe durch die Engländer hätte sich vielleicht in Gilgit eine fremde Garnison behauptet, aber zu einer Eroberung von Nager und Hunza wäre es sicher nicht gekommen. Auch Yasin würde man kaum erobert haben.

Die Überlegenheit der Bergbewohner gegenüber einer nicht sehr professionell geführten Truppe zeigte sich dann noch einmal nach dem Ende der britischen Herrschaft. Die einheimischen Gilgit Scouts, die bis dahin der Kontrolle des Political Agent unterstanden hatten, blieben siegreich. Sie gerieten erst in Schwierigkeiten, als sie weit außerhalb des angestammten Territoriums operierten bei Vorstößen nach Kaschmir und Ladakh.

Eine perfekte Möglichkeit, die Überlegenheit der Einheimischen einzusetzen, hatten die Kafiren des Hindukusch entdeckt. Das Prinzip läßt sich den von ROBERTSON (1896, S.140-156) zusammengestellten Geschichten entnehmen. Das Verdienstfestwesen der Kafiren nötigte die jungen Männer zu ganzen Serien von Überfällen auf die Dörfer der vordringenden Pashtunen. Den Überfallenen wurde keine Zeit zur Abwehr gelassen, sie wurden auf der Stelle mit dem Kafirendolch ermordet, auch Frauen und Kinder. Man vermied Fernwaffen: es kam darauf an, Trophäen für die Anzahl der gelungenen Tötungen beizubringen, danach ergriff man sofort die Flucht. Es galt als unmöglich, einen flüchtenden Kafiren, der selbst die steilsten Hänge hinauflaufen konnte, einzuholen. Pashtunen, die es dennoch versuchten, liefen Gefahr, in einen Hinterhalt zu fallen, wenn eine größere Bande unterwegs war. Die entscheidende Waffe ist also die schnellere Beweglichkeit, die bessere Konstitution der Angreifer. Waffen mitzunehmen, länger als der Dolch, hätte nur eine überflüssige Belastung bedeutet. Auch die Fähigkeit, Flüsse schwimmend zu überqueren, kam den Kafiren zugute. Man kann sagen, die Kafiren hatten eine „Vorwärtsverteidigung“ auf der Basis ihrer physischen Überlegenheit in ihrer Sozialordnung verankert. Weiter läßt sich folgern, daß auf solche Weise eine fortgesetzte Selektion jener stattfand, deren „Fitness“ sich beim Anschleichen und Davonlaufen bewährte.

Dieses System darf man sicher nicht allzutief in die Vergangenheit zurückprojizieren, aber immerhin ist zu beachten, daß die Höhengiedlungen, die es vor der Anlage geschlossener Dörfer im Zuge der Islamisierung gegeben hat, zur Abwehr solcher Überfälle, nicht aber zum Überstehen längerer Belagerungen geeignet

waren. Sie hatten nämlich nicht den Zugang zum Wasser, der später durch Teiche in der Siedlung, unterirdische Leitungen oder durch Lage direkt am Fluß gesichert wurde.

Pferde spielten im Kriegswesen der Kafiren keine Rolle, obgleich die Totenstelen für besonders effektive oder auch nur reiche Helden Reiter darstellten.

Wir haben schon gehört, daß in den östlich an Kafiristan angrenzenden Gebieten, wo die Landschaft nicht ganz so abweisend ist, d.h. im Kunartal, im Tal des Gilgitflusses und am südlich davon gelegenen Teil des Induslaufs Pferde bereits im 1. Jahrtausend v. Chr. importiert wurden, vermutlich von kriegerischen Nomaden aus dem Norden. Man brauchte nun zusätzliche Aufwendungen für deren Unterhalt, außerdem Zeit für das Training von Roß und Reiter. Das kann sehr wohl der Ansatzpunkt zu einer Schichtung der Bevölkerung in Kombattanten einerseits und Begleit- und Hilfspersonal andererseits gewesen sein – vielleicht hat es eine sich anbahnende Differenzierung nur bestärkt.

Deutliche Anzeichen für eine solche Spezialisierung gibt es in den Berichten aus Baltistan, besonders den Informationen, die der letzte Herrscher von Khapalu, Yabgo Fetah Ali Khan, vor seinem Tode an den (ebenfalls inzwischen verstorbenen) amerikanischen Soziologen R. M. EMERSON weitergab (EMERSON 1984, S. 110-114). Die Hauptakteure des Krieges, die Kha-Cho-Leute, rühmten sich fürstlicher Herkunft, sie stammten aber von Müttern geringeren Ranges. EMERSON nennt sie Offiziere, besser wäre es, sie als feudale Gefolgsleute zu betrachten. Zusammen mit ihren Mannen, die sie aus den Abgaben der Bauern unterhielten, stellten sie den Kern der Reitercharen, die sich im Namen der drei Dynastien Baltistans bekämpften. Überhaupt ist dort die Schichtung sehr ausgeprägt, Minister und Dorfchefs bildeten endogame Kasten.

Die Bevölkerung Baltistans hat die Differenzierung in Kriegsspezialisten und friedliche Bewohner offener Dörfer teuer bezahlen müssen. Sie wurde nämlich nicht nur auf eigenem Gebiet eingesetzt: Ohne die Balti-Kulis hätte es keine Eroberungsfeldzüge der Dogras im Gilgital geben können. Der Shengus-Paß, östlich der Mündung des Haramoshtals, umgeht eine Strecke, in der – vor dem modernen Straßenbau mit seinen gewaltigen Sprengungen – das Industal auf beiden Ufern unpassierbar war. Der steile Anstieg unter der Last forderte immer wieder Menschenleben. Wer nach dem Aufstieg zusammenbrach, wurde sterbend zurückgelassen, seine Last für den leichteren Abstieg auf andere Träger verteilt. Für die Unglücklichen, die zum Trägerdienst rekrutiert wurden, wurden oft vorsorglich die Trauerzeremonien durchgeführt, erzählte man mir.

Wie weit es hier für die Angehörigen der militanten Oberschicht besondere Trainingsmethoden gegeben hat, wissen wir nicht. Eine ideale Schulung für den Reiterkampf bildete das Polospiel, das in Baltistan in höchstem Ansehen stand. Man glaubt „Polo“ sei ein Baltiwort und bedeute schlicht und einfach „Ball“. Tatsache ist, daß das Spiel, das hier nicht in seiner in Europa bekannten, gebremsten Variante, sondern mit urtümlicher Wildheit abläuft, eine ideale Vorbereitung für den Reiterkampf darstellt. Die Fähigkeit, im Vorbeireiten zuzuschlagen und sogleich das Pferd wieder herumzureißen, entspricht ziemlich genau den Erfordernissen der Reiterschlacht. Übrigens habe ich mit Staunen im Tangirtal gesehen, wie man auch

ohne Steigbügel, ja selbst ohne Sattel teilnehmen kann: Oft wird der Reiter durch den Schwung seiner eigenen Schläge vom Pferd gerissen, springt aber sofort wieder auf.

Ausführlich sind die Berichte, die aus Hunza vorliegen. Hier ging es allerdings meist nicht um den Reiterkampf. Nur am Rande wurde mir erzählt, daß der Reiter seinem Pferd beibringen müsse, ihn vor Überfällen nicht durch Schnauben zu verraten und nicht zur Unzeit auszubrechen. Aber die meisten Vorschriften gelten dem Fußkampf und dem Marsch durch unwegsames Gelände – und wieder steht Kreislauftraining im Mittelpunkt.

Den jungen Leuten war verboten, selbst im strengen Winter, der Feuerstelle nahezukommen. Mehrfach wurde mir berichtet, daß man die hoffnungsvollen Knaben anleitete, mit einer Hand im kalten Wasser zu schlafen. Übernachtungen im Freien auch bei tiefen Temperaturen wurden geübt. Daß dabei die eigene Kleidung zum Zudecken genügen mußte, wurde schon erwähnt. In die Kulturlandschaft Hunzas sind kleine Teiche eingebettet, Staubecken zur optimalen Verteilung des Wassers aus den Kanälen. Dort lernten die Knaben das Schwimmen, danach brachten sie es fertig, durch den reißenden Hunzafluß ans andere Ufer zu gelangen.

Ein letztes Mal kamen diese Fähigkeiten zum Einsatz, als 1954 der Deutsche Heckler in den Fluß stürzte, seine Leiche wurde zunächst nicht geborgen. Da beauftragte der Fürst zehn seiner stärksten Männer mit der Nachsuche. Bevor die Aufgabe nicht gelöst war, durften sie nicht in ihre Häuser und zu ihren Familien zurückkehren. Tatsächlich wurde der Tote in der Tiefe des Flusses zwischen zwei Klippen eingeklemmt gefunden.

Im Winter sollen die Hunzaleute auch unter der Eisdecke schwimmend den Fluß überquert haben. Sie nahmen eine Axt mit, um gegebenenfalls das Eis von unten aufzuhacken. Man habe aber auch einen Stofflappen mitgenommen, auf den man sich beim Ankleiden stellte, um nicht auf dem Felsen anzufrieren. Wie man die Kleider transportierte, hat man mir in dieser Schauergeschichte nicht verraten – vielleicht in einem verschnürten Ledersack?

Sicher ist, daß Hunzaleute immer wieder den Fluß überquerten, um Bürger des Nachbarstaates Nager, die sich auf ihrer Seite sicher wähnten und in Ufernähe friedlicher Arbeit nachgingen, zu überfallen, sie zu fesseln und dann an einem langen Strick auf die Hunzaseite hinüberzuziehen. Wer das überstand, wurde in die Sklaverei verkauft.

Man berichtete mir, vor solchen Aufgaben hätten die Hunzas ihre Helden regelrecht gefüttert, bis zu einem Ser (900g) Ghi = Schmelzbutter habe man ihnen als Nahrung aufgenötigt. Angeblich soll man auch vor dem Sprung ins kalte Wasser bittere Aprikosenmandeln gekaut haben, d.h. Kerne, die Blausäure enthalten. Welcher pharmakologische Effekt damit erreicht werden sollte, weiß ich nicht.

Es ist keine Frage, daß die berüchtigten Raubzüge der Hunzas, die einerseits in den Pamir und in das Sarikolgebiet reichten, andererseits aber weit über Raskam hinaus nach Osten (sie erschienen aber auch im Norden Baltistans) nur durch solch extremes Training ermöglicht wurden. Stützpunkte gab es zwar im Shimshalgebiet, aber der leichtere Weg dorthin, der unter Vermeidung des Passes dem Talverlauf folgt, war nur im Winter passierbar und erforderte mehrfaches Überqueren des Flusses.

Vornehme Besucher oder Bräute, die man für die Shimshalsiedler importierte, wurden dabei auf den Schultern getragen. Es wird berichtet, daß man den Bräuten die Augen verband, damit sie nicht vom Anblick der starken Träger, die für die Überquerung ihre Kleider ablegten, in Versuchung geführt wurden.

An bestimmten Plätzen wurden Lebensmitteldepots angelegt, um die Gefahr zu bannen, nach einem möglichen Scheitern eines Raubzugs – bei dem man ja auch Schlachtvieh zu erbeuten hoffte – auf dem Rückweg zu verhungern. Hunzaräuber, so wird berichtet, sollen auch Mekkapilger nicht verschont haben, die aus Ostturkestan durch den Wakhan nach Westen zogen, um sich dann durch Chitral nach Süden zu wenden.

Wie MÜLLER-STELLRECHT (1979, S. 116-120) in ihrer sehr instruktiven Arbeit über Hunza und China ausführt (die leider nicht ins Englische übersetzt worden ist, obgleich das Ausgangsmaterial fast ausschließlich in englischer Sprache vorlag), kam zwar ein großer Teil der bei den Überfällen geraubten Wertsachen in den Besitz des Hunzafürsten, aber ein wesentlicher Teil diente der Ernährung der offenbar im frühen 19. Jh. n. Chr. rasch anwachsenden Bevölkerung. Das bildet die sachliche Berechtigung für die bündige Antwort, die Karl Eugen VON UJFALVI in Simla von einem Hunzaman erhielt, den er zuvor anthropologisch vermessen hatte. Auf die Frage, wovon sein Volk hauptsächlich lebe, sagte dieser lakonisch: „Vom Raub“. Das erschien UJFALVI nicht als besondere Ausnahme, nur die dabei vorausgesetzte „fast rührende Gemeinschaftlichkeit“ fand er bemerkenswert (UJFALVI 1848, S. 236f.).

Die Trainingsmethoden, die so weitreichende Plünderungszüge möglich machten, müssen eine lange Vorgeschichte haben und gehören in ein kompliziertes Geflecht biosozialer Maßnahmen. Die Frauen wurden geschult, ihre „Schlüsselgewalt“ im Sinne einer rationalen Vorratswirtschaft auszuüben. Kinder mußten sich im Frühsommer an eine Aprikosendiät gewöhnen, weil das Getreide dennoch nicht bis zur nächsten Ernte reichte.

Auch bei den Shina sprechenden Nachbarn gibt es Institutionen, die offenbar den Sinn hatten, im Fall der Unfruchtbarkeit des Mannes Zeugungshilfe zu gewähren. Belegt ist das in Haramosh und im Shina sprechenden Dorf Pisan (Nager-Seite des Hunzatal). Es gibt dort Priester der Frauengemeinde, die sich der nicht genügend versorgten Frauen annehmen durften. In anderen Gebieten wurden ausgewählte Knaben auf den Hochweiden in strengster Trennung von den Frauen gehalten – dann aber wurde ihnen sexueller Zugang zu allen Frauen des Dorfes gestattet (belegt in Bubur/Punyal und in Kalashdörfern Südchitral). Das entsprach dem aus Astor belegten Brauch, zum Decken der Ziegenherde nur besonders vorbereitete Böcke zu verwenden (JETTMAR 1965, S. 109-111).

In Hunza wurde hingegen dem erfolgreichsten Krieger, dem Helden, ein straffreier Zugriff auf Frauen seiner Nachbarn gestattet – als öffentliche Anerkennung. Das wurde schon H. BERGER erzählt, mir auch, dann wurde es heftig abgestritten. Aber es gibt ein Lied, das die Gefühle einer Hunzakönigin ausdrückt, der sich ein Hunzaheld im Namen dieses alten Rechts erfolgreich näherte. Der Herrscher geriet darob so in Wut, daß er dem Vater des Verwegenen mit der Drohung, die ganze Familie auszurotten, zwang, dem Sohn eigenhändig die Gurgel durchzuschneiden.

Im Lied, angeblich von der Hunzakönigin selbst gedichtet, klagt sie um den Liebsten. Er hätte doch leicht über den Hunzafluß nach Nager schwimmen können, um sie dann von dort aus leise und heimlich mit seinen Besuchen zu erfreuen.

Ein militantes Verdienstfestwesen, in dessen Rahmen ein solches Recht durchaus Platz hätte, ist aus Hunza nicht belegt – aber von dem durch Bauchschuß tödlich verletzten Krieger erwartete man eine letzte Probe: Die Eingeweide wurden zurückgepreßt, der Leib umwickelt, und dann stürzte der Mann noch einmal den Feinden entgegen, um möglichst viele von ihnen in den Tod mitzunehmen. Wie viele es waren, erzählten dann die Lieder.

Auch der König mußte sich in einem Fruchtbarkeitstest bewähren. Seine Vereinigung mit der Königin auf dem Saatgut vollzogen, sicherte reiche Ernte. Blieb der Segen aus, was sich am Wetter zeigte, dann wurde das als Zeichen von vorzeitigem Verschleiß gedeutet, er konnte sogar abgesetzt werden. Der klügste und potenteste Sohn wurde – in der Versammlung der „Stämme“ – als Nachfolger bestellt. Einen arglosen Bruder hielt man in Reserve, die übrigen Thronberechtigten konnten zur Vermeidung von Kämpfen, die ja doch auch das Blut der Untertanen kosten würden, in den Fluß geworfen werden. Wiederum erzählt ein Lied von diesem unheimlichen Brauch.

So konnte man ganz Hunza als eine Leistungsgesellschaft auffassen. Einer der „Stämme“, d.h. der Abstammungsgruppen, die als Heiratsklassen fungierten, hatte ein besonderes religiöses Charisma. Es gab noch die als Außenseiter verachteten Spielleute, die Bericos, aber im übrigen lief die soziale Gliederung quer durch die Stämme und trennte die, die den Dienst mit der Waffe leisteten, von den weniger tüchtigen, die das Aufgebot als Träger begleiteten und niedrige Dienste taten, die nicht so sehr Geschicklichkeit und Geistesgegenwart als vielmehr einfache Körperkraft erforderten. Nur bei überragendem Heldentum konnten sie in die obere Kategorie aufgenommen werden.

Nun hätte es in jeder Generation besonderer Prüfungen bedurft. (Die Tendenz zu solchen Proben muß vorhanden gewesen sein und wirkt noch nach. So wurde ich beim Marsch durch das Gilgital ein paarmal von Dauerläufern überholt. Es stellte sich heraus, daß man unter den Bewerbern zum Dienst bei den Gilgit Scouts jene akzeptierte, die in gebührender Entfernung von Jeeps abgesetzt, als Erste wieder beim Ausgangspunkt eintrafen.) Aber so war es nicht: Man ging vielmehr von der Erfahrung aus, daß sich Tüchtigkeit vererbt, wenn es immer wieder zu Heiraten unter den Angehörigen der effektivsten Familien kommt. Als Erklärung wird unterstellt, daß sich nach sieben(?) Generationen eine „schlechte“ Schutzfee, eine Rachi, auswirkt, wenn sie durch eine „falsche“ Heirat der Familie zugeordnet wurde. Im übrigen habe ein Knabe, der besser ernährt und besser in den Künsten und Listen des Krieges ausgebildet ist, auch über die besseren Waffen verfüge, von vornherein die überlegenen Chancen – wurde erklärend hinzugesetzt.

Natürlich besteht eine Differenz zwischen Anspruch und Realität, in den meisten Fällen war die Position leichter zu bewahren als zu erringen. Die obersten Ränge – die dem Rat des Königs angehörten – wurden vor allem durch Schlaueit und den Einsatz bereits vorhandener Beziehungen erreicht. Heute fühlen sich die Nachkommen erfolgreicher Familien als adelig – unter dem Einfluß einer von den

Europäern bei anderen Nachbarn beobachteten Stratifikation. Dieser Anspruch wird aber nicht von allen Dorfgemeinschaften akzeptiert, eher noch von europäischen Ethnologen.

Die Untergliederung in kämpfende und arbeitende Mitglieder der gleichen genealogischen Einheit war aber sicher nicht auf Hunza beschränkt. Die Bezeichnung „tribe“, „Stamm“, die oft für die Verwandtschaftsverbände Chitrals verwendet wird, hat den Vorteil, daß eine solche Stratifikation ausgedrückt werden kann.

Wenn man nach einem theoretischen Konzept fragt, das sich eignet, die dargestellten Beobachtungen einzuordnen, muß man sich mit der biosozialen Anthropologie auseinandersetzen, die innerhalb der anglophonen Länder rasch an Bedeutung gewonnen hat, sich aber allzuoft in abstrakten Konzepten verliert. (z. B. FOX (ed.) 1975; ALEXANDER 1979; CHAGNON/IRONS (eds.) 1979, BOCK 1980). Man würde wünschen, daß das Erfahrungsmaterial einbezogen wird, das moderne Alpinisten in bezug auf maximale Beweglichkeit im Gelände bei zunehmend leichterem Ausrüstung erworben haben. Die frühen englischen Reisenden bis hin zu Sir Aurel Stein wurden von einem umfangreichen Troß begleitet, so daß sie über die einheimische Art des Marschierens wenig zu sagen wußten. Sie befahlen, nötigenfalls sich selbst.

Meine Versuche, diesbezüglich eine fachkundige Beratung zu erhalten, womöglich von Angehörigen der eigenen Universität, waren zunächst nicht erfolgreich. Jedenfalls ist die Routine der Karawanen im Steppenraum bisher weit besser beschrieben worden. So mag es zunächst als Herausforderung genügen, eigene Beobachtungen und spärliche Hinweise in der Literatur zusammenzustellen. Dieser Aufsatz ist als Anregung gemeint, und so soll er bleiben.

Summary:

Preconditions, Course and Results of Human Adaptation in the Northwestern Himalayas and in the Karakorum Mountains

The author started fieldwork in the Northern Areas of Pakistan in 1955 and 1958. Then, only very few roads could be used by just imported jeeps. In earlier years, wheeled vehicles were totally absent. In spite, the locals had been able to make quick marches over long distances in peace and war. As youngsters they got already a systematic training, and their clothings were extremely adapted. The social position of the individuals was often directly related to their physical ability. In the statelets north of the Gilgit valley this system was well preserved and used by the local dynasties. That is the realistic background of the famous "health of the Hunzas" – in fact a result of natural selection and experience gained in many centuries.

Strangely enough, not the walking on exposed paths was the deciding challenge but the crossing of raging torrents, in winter even by diving under the ice.

Bibliographie

- ALEXANDER, R. D. (1979): Darwinism and Human Affairs. Seattle, London.
- ALLCHIN, B. (1981): Archaeological Indications of the Role of Nomadism in the Indus Civilization and their Potential Significance for the Movements of the Indo-Aryans into the Indian Subcontinent. In: Ethnic Problems of the History of Central Asia in the Early Period (Second Millennium B.C.), pp.336-349. Moscow.
- ALLCHIN, B. & R. (1982): The Rise of Civilization in India and Pakistan. Cambridge.
- ARRIAN: Der Alexanderzug. Indische Geschichte. Hrsg. and übersetzt von G. WIRTH and O. VON HINÜBER. München und Zürich 1985.
- BOCK, K. (1980): Human Nature and History. A Response to Sociobiology. New York.
- CASIMIR, M. J. (1991): Die Gefahren des Übergangs: Religiöse Vorstellung bei den Bakkarwal Jammu und Kaschmirs. Unveröffentlichtes Manuskript, 20 Seiten.
- CHAGNON, N.A. & W. Irons (eds.) (1979): Evolutionary Biology and Human Social Behavior. An Anthropological Perspective. North Scituate, Mass.
- COMPAGNONI, B. (1987): Faunal Remains. In: Stacul, G.: Prehistoric and Protohistoric Swat, Pakistan. Appendix A.: pp.131-153. Rome.
- CONSTANTINI, L. (1987): Vegetal Remains. In: Stacul, G.: Prehistoric and Protohistoric Swat, Pakistan. Appendix B.: pp.155-165. Rome.
- EMERSON, R. M. (1984): Charismatic Kingship: A Study of State Formation and Authority in Baltistan. In: Journal of Central Asia, vol. VII (2), pp. 95-133.
- FOX, Robin (ed.) (1975): Biosocial Anthropology. (ASA Studies; 1). London.
- FRANCFORT, H.-P. (1981): The Late Periods of Shortughai and the Problem of the Bishkent Culture (Middle and Late Bronze Age in Bactria). In: HÄRTEL, H. (ed.): South Asian Archaeology 1979. pp.191-213. Berlin.
- (1985): Tradition harappéenne et innovation bactrienne à Shortughai. In: Actes du Colloque franco-soviétique. L'Archéologie de la Bactriane Ancienne, Dushanbe (U.R.S.S.), 27 octobre-3 novembre 1982. Editions du CNRS, pp.95-104, Fig.1 à 20. Paris.
- GRÖTZBACH, E. (1984): Überlegungen zu einer vergleichenden Kulturgeographie altweltlicher Hochgebirge (1975). In: UHLIG, H. & W.N. HAFFNER (eds.): Zur Entwicklung der Vergleichenden Geographie der Hochgebirge, pp.480-491. (Wege der Forschung; CCXXIII). Darmstadt.
- HULSEWÉ, A. F. P. (1979): China in Central Asia. The Early Stage: 125 B.C. – A.D. 23. (Sinica Leidensia; XIV). Leiden.
- HUSSAM-UL-MULK, Shahzada (1974): Chitral Folklore. In: JETTMAR, K. & L. EDELBERG (eds.): Cultures of the Hindukush. Selected Papers from the Hindu-Kush Cultural Conference Held at Moesgard 1970, pp.95-115. (Beiträge zur Südasien-Forschung; Bd.1. Südasien-Institut Univ. Heidelberg). Wiesbaden.
- JETTMAR, K. (1965): Fruchtbarkeitsrituale und Verdienstfeste im Umkreis der Kafiren. In: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, vol. 95, pp.109-116.
- (1978): Brücken und Flösse im Karakorum: aus dem Material der Heidelberger Expeditionen 1964, 1968, 1971, 1973, 1975. In: Heidelberger Jahrbücher, vol. 22, pp.59-70.
- (1979): Forschungsaufgaben in Ladakh: Die Machnopa. In: Zentralasiatische Studien, vol. 13, pp.339-355.
- (1980): Felsbilder und Inschriften am Karakorum Highway. In: Central Asiatic Journal, vol. XXIV (3-4), pp.185-221.
- (1981): Neuentdeckte Felsbilder und -inschriften in den Nordgebieten Pakistans. Ein Vorbericht. In: Allgemeine und Vergleichende Archäologie, Beiträge 2, pp.151-199. München.
- (1984): Tierstil am Indus. In: Kulturhistorische Probleme Südasiens und Zentralasiens. Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Wissenschaftliche Beiträge 1984/25 (I 25). Halle (Saale).
- (1987): The "Suspended Crossing" – "Where and Why". In: POLLET, G. (ed.): India and the Ancient World. History, Trade and Culture before A.D. 650. Prof. P. H. L. EGGERMONT Jubilee Volume. (Orientalia Lovanensia Analecta; 25), pp.95-101.

- (1989): Von Bolor zu Baltistan. In: Die Baltis – Ein Bergvolk im Norden Pakistans; pp.183-215. Roter Faden zur Ausstellung 16, Museum für Völkerkunde, Stadt Frankfurt am Main.
- JETTMAR, K. & V. THEWALT (1985): Zwischen Gandhara und den Seidenstrassen. Felsbilder am Karakorum Highway (Ausstellungskatalog). Mainz.
- LYONNET, B. (1977): Découverte de sites de l'âge du bronze dans le N.E. de l'Afghanistan: leur rapports avec la civilisation de l'Indus. In: Annali dell' Instituto Orientale di Napoli, vol. 37 (n.s. 27); pp. 19-35.
- MÜLLER-STELLRECHT, I. (1978): Hunza und China (1761-1891). 130 Jahre einer Beziehung und ihre Bedeutung für die wirtschaftliche und politische Entwicklung Hunzas im 18. und 19. Jahrhundert. (Beiträge zur Südasienforschung; Bd.44. Südasien-Institut Universität Heidelberg). Wiesbaden.
- RANOV, V. A. (1975): Pamir i problema zaselenij vysokogorij Srednej Azii čelovekom kamennogo veka. In: Strany i narody Vostoka, vol.XVI, pp.136-157.
- (1984): L'exploration archéologique du Pamir. (Bulletin de l'Ecole Française d'Extreme-Orient; LXIII).
- ROBERTSON, G. S. (1986): The Káfirs of the Hindu-Kush. Neudruck Graz 1971.
- STACUL, G. (1987): Prehistoric and Protohistoric Swat, Pakistan (c. 3000-1400 B.C.). (IsMEO, Reports and Memoirs; XX). Rome.
- THAPAR, B. K. (1965): Neolithic Problem in India. In: Indian Prehistory, 1964; pp.87-112. Poona.
- TUSA, S. (1979): The Swat Valley in the 2nd and 1st Millennia B.C.: A Question of Marginality. In: South Asia Archaeology 1977, vol.2; pp.675-695. Naples.
- VOHRA, R. (1982). Ethnographic Notes on the Buddhist Dards of Ladakh: The Brog-Pa. In: Zeitschrift für Ethnologie, vol.107 (1), pp.69-94.